

## Meeting 2020

### Woraus entspringt die Hoffnung?

Vollständiger Text des Gesprächs zwischen Bernhard Scholz, Präsident des *Meetings* von Rimini, und Don Julián Carrón, Präsident der Fraternität von CL, bei der *special edition* am 20. August 2020

**Bernhard Scholz.** Willkommen zu diesem Treffen mit Don Julián Carrón, dem Präsidenten der Fraternität von Comunione e Liberazione. Herzlichen Dank, Don Carrón, dass du heute Abend bei uns bist.

Woraus entspringt die Hoffnung? Darin laufen viele der Fragen zusammen, die in dieser dramatischen Periode unserer Geschichte aufgetaucht sind: Was kann ich erhoffen? Was ist der Unterschied zwischen Hoffnung und Optimismus? Woraus erwächst uns die Fähigkeit zu hoffen? Das sind Fragen, mit denen wir uns im Rahmen des Gesprächs heute Abend befassen wollen. Fangen wir mit einer an, die mit dem Büchlein zu tun hat, dass du während des *Lockdowns* veröffentlicht hast: *Das Erwachen des Menschlichen* (<https://de.clonline.org/buecher/werke-von-don-carron/das-erwachen-des-menschlichen>). Wie kann man von „Erwachen“ sprechen in einem Moment, in dem es so viele Einschränkungen gibt, in dem wir auf so viel verzichten mussten, gezwungen waren, zu Hause zu bleiben, nicht zur Arbeit oder zur Schule gehen konnten?

**Julián Carrón.** Ich glaube, dass das, was wir hier erleben, ein Beispiel ist für dieses Erwachen des Menschlichen. Wer hätte sich vorstellen können, dass man in dieser Lage ein *Meeting* solcher Größenordnung durchführen kann, mit 120 Schauplätzen rund um die Welt und einer kaum vorstellbaren Kreativität? Das ist nur ein Beispiel, aber es beweist, dass wir, wenn wir nur die Herausforderungen offen annehmen, die eine Krise darstellt, ein Erwachen der Kreativität und des Engagements beobachten können, das viele überrascht. Ein Erwachen, nicht – wie wir manchmal denken – *trotz* der Schwierigkeiten, sondern gerade *weil* es Schwierigkeiten gibt, die uns zwingen, andere Wege, andere Möglichkeiten zu suchen und verborgene Ressourcen zu entdecken, die sonst vielleicht nicht zum Vorschein kämen. Viele der neuen Dinge, die wir bei diesem *Meeting* sehen, sind gerade dank der Herausforderungen der letzten Monate entstanden. Ohne sie hätte es vielleicht Jahre gedauert, sie sich auszudenken und zu entwickeln. Ich bin vom Beispiel des *Meetings* ausgegangen, weil das die konkreteste Weise ist, deine Frage zu beantworten. Das Erwachen geschieht hier vor unseren Augen, trotz allem.

**Scholz.** Um auf die Hoffnung zu kommen, beginnen wir mit einer alltäglichen Beobachtung. Es vergeht keine Stunde, kein Tag, an dem wir nicht sagen: „Ich hoffe, dass das oder jenes geschieht.“ „Ich hoffe, dass das gut geht.“ Oder: „Ich hoffe, das passiert nicht.“ Unser Leben ist immer von einem Blick in die Zukunft geprägt. Wir hoffen, dass Gutes geschieht oder Schlechtes nicht passiert. Daher frage ich dich: Ist die Hoffnung irgendwie eine Konstante in unserem Leben?

**Carrón.** Gewiss. Pavese hat den unvergesslichen Satz geschrieben: „Hat uns je einer etwas versprochen? Und warum warten wir dann?“ (Cesare Pavese, *Das Handwerk des Lebens*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1987, S. 297) Das Geniale an Pavese – er hat mich immer beeindruckt – war, dass er spürte, dass Erwartung und Hoffnung zur Struktur des Menschen gehören, zu seiner und damit zu unser aller. Sie sind Teil unserer Natur. Wir hoffen, wir erwarten etwas, weil das Erwarten, das Hoffen Bestandteil unseres Menschseins ist. Problematisch wird es allerdings, wenn die Wirklichkeit schwierig wird und diese gewissermaßen „natürliche“ Hoffnung in Frage stellt. Wenn die Umstände mühsam und undurchschaubar werden, wird unsere Hoffnung auf die Probe gestellt. „Doch trifft ein falscher Klang“, sagt Leopardi, „das Ohr, im Augenblick / kehrt jenes Paradies ins Nichts zurück“ (G. Leopardi, „Auf das Bildnis einer schönen Frau an dem Grabmal derselben“, V. 22-23, in: ders., *Gesänge, Dialoge und andere Lehrstücke*, Artemis und Winkler, Düsseldorf 1998, S. 219).

**Scholz.** Was ist in diesem Sinne der Unterschied zwischen Hoffnung und Optimismus?

**Carrón.** Optimismus ist eine psychologische Veranlagung, die positiven Seiten der Wirklichkeit zu sehen, zu denken, es wird schon alles in Ordnung kommen, auch wenn man dabei vor vielem die Augen verschließen muss. Optimismus hängt vom Temperament ab und verfliegt schnell. Wenn sich das Wetter ändert und ein Sturm kommt, dann ist er schnell zu Ende. Voltaire machte sich über diese Art Optimismus lustig und antwortete im *Candido* auf die Frage, was Optimismus sei: „Ach, [...] es ist die Raserei, zu behaupten, dass alles gut ist, wenn es einem so schlecht als möglich geht.“ (F. Voltaire, *Candide*, Kapitel 19) „Optimismus“, sagt Bernanos, „ist nur ein Surrogat für die Hoffnung“ (G. Bernanos, *Pensieri, Parole, Profezie*, hrsg. von M. A. La Barbera, Paoline, Mailand 1996, S. 68). Warum? Ganz einfach, weil ihm die Ausdauer fehlt, sich den Ereignissen entgegenzustellen. Er ist nicht in der Lage, Widersprüche auszuhalten. Wenn also die Probleme unsere Kraft und unsere Anstrengungen übersteigen, dann löst sich dieses Surrogat in Nichts auf.

Das haben wir alle erlebt, als das Coronavirus uns in die Zange nahm. Wir mussten uns mit den Gefahren auseinandersetzen oder bestenfalls zu Hause bleiben. Wir mussten neue Möglichkeiten finden, unseren Alltag zu leben. Da konnten wir feststellen, ob unsere Hoffnung nur ein flüchtiger Optimismus war, oder ob sie uns half, die schwierige Lage mit Würde zu ertragen.

**Scholz.** Eine weitere Erfahrung, die wir oft machen, wenn wir uns in einer schwierigen Situation befinden, die wir nicht lösen können, ist, dass wir in eine Art Stand-by-Modus gehen und darauf warten, dass es vorbeigeht. In der Zwischenzeit leben wir jedoch nicht, sondern warten nur darauf, dass dieses Problem – eine Krankheit, eine Situation, in der wir uns nicht wohlfühlen oder etwas Ähnliches – so schnell wie möglich verschwindet. Kann man solche Momente nicht auch mit Hoffnung leben und im Bewusstsein seiner selbst?

**Carrón.** Alles hängt davon ab, worauf wir unser Leben gründen. Die Hoffnung muss auf

einem festen Grund stehen. Wenn wir mehr gefordert sind als gewöhnlich, wenn es um etwas geht, das wir nicht schon kennen, das unsere Maßstäbe, unsere Kräfte übersteigt, dann stellen wir fest, ob wir einen festen Grund haben, von dem aus wir das, was geschieht, positiv angehen können. Wenn das fehlt, können wir nur warten, bis der Sturm vorüber zieht. Dann sind wir nicht in der Lage, die Herausforderungen anzunehmen, die die Wirklichkeit uns stellt. Dann schauen wir einfach weg. Und das löst die Probleme nicht, sondern macht sie nur schlimmer. Stellen wir uns einen Menschen vor, der während der Zeit, in der er zu Hause bleiben musste, nur darauf wartete, dass alles vorbei ist! Es muss ein ziemlicher Kampf gewesen sein, morgens aufzustehen und abzuwarten, bis ein weiterer Tag vergeht, und noch ein Tag! Das macht die Situation nicht nur noch unerträglicher, sondern man verpasst auch die Gelegenheit, das Neue kennenzulernen, das jeder Umstand, wie auch immer er sein mag, mit sich bringt. Um das Neue wahrzunehmen, braucht man nur offen zu sein für das, was geschieht. Es kann sich ja wirklich etwas ereignen, es kann eine Initiative geben, einen Schritt, den wir nicht vorhergesehen haben. Wir können uns selbst neu entdecken. Wie oft haben wir in diesen Monaten, wenn wir offen dafür waren, Unvorhergesehenes erlebt oder etwas über uns selbst und andere gelernt, das wir nicht geahnt hatten! In diesem Sinne hat mich immer Montales Ausspruch „Nur etwas Unverhofftes / kann ich erhoffen“ (E. Montale, „Vor der Reise“, Vv. 26-27, in: ders., *Gedichte 1920-1954*, Hanser, München 1987, S. 217) überrascht.

**Scholz.** Du sprachst von einem „festen Grund“, auf den wir unser Leben bauen müssen. Was kann solch ein fester Grund sein, der uns Hoffnung gibt, auch wenn die Wirklichkeit nicht unseren Erwartungen entspricht? Wie schaffen wir es, uns nicht von falschen Hoffnungen täuschen zu lassen, sondern auf etwas zu hoffen, das uns auch in Situationen, die wir nicht wollten, wirklich wir selbst sein lässt?

**Carrón.** Jeder muss darauf schauen, was ihn wirklich zu sich selber macht. Das kann man nicht abstrakt erkennen, sondern nur, indem man sich den Herausforderungen des Lebens stellt. Wenn es wirklich eng wird, sieht jeder, welchen Weg er schon zurückgelegt hat. Daher ist die Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit von entscheidender Bedeutung. Wie Don Giussani sagte: Ein Mensch, dem die Anstrengungen des Lebens erspart geblieben sind, wird seine Vernunft, seine Kreativität, seine Erkenntnisfähigkeit weniger spüren. („Ein Individuum, das dieses Zusammentreffen mit der Wirklichkeit nicht voll erlebt hat, da es nur wenig gefordert war, wird keine große Sensibilität für sein eigenes Bewusstsein entwickeln und auch die Kraft und Prozesse seiner Vernunft nur begrenzt wahrnehmen.“ L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, EOS, St. Ottilien 2010, S. 153) Wer dagegen in vielerlei Hinsicht herausgefordert wurde, begreift sich selbst und das, was ihm hilft zu leben, besser.

Den „festen Grund“ zu entdecken, ist ein eminent menschlicher Weg. Und er setzt ein Bewusstsein, ein Verständnis für das voraus, was uns geschieht. Wer zum Beispiel inmitten der Schwierigkeiten dieser Monate eine Entwicklung durchgemacht hat, wird, als er wieder zur Arbeit gehen und die normalen Beziehungen mit anderen wieder aufnehmen durfte, etwas Neues entdeckt haben in der Art, wie er mit der Wirklichkeit

umgeht. Er wird staunen über die Wirklichkeit und die Beziehungen zu anderen. Er wird die Arbeit anders erleben, als er es vorher kannte. Wer dagegen die Zeit nicht genutzt hat, der wird bald wieder in den alten Trott zurückfallen. Ein Arzt hat mir erzählt, wie erstaunt er war, dass so viele Kollegen in den dramatischen Momenten im Krankenhaus vorbehaltlos zusammengearbeitet haben. „Doch dann war ich baff, dass wir uns nur wenige Wochen nach dem Ende des Notstands kaum noch grüßten.“ Wie kann es sein, dass eine so intensive Erfahrung keine Spuren hinterlässt? Es hängt von der Entwicklung ab, die man durchgemacht hat, ob man sich dessen, was einem geschehen ist, bewusster geworden ist. Wenn man die Zeit, die man durchlebt hat, nicht genutzt hat, dann kehrt man nach Beendigung des Notstands sofort wieder zu dem zurück, was immer war, ohne etwas daraus gelernt zu haben, ohne etwas entdeckt zu haben, das einem in Zukunft helfen kann. Das ist, als würde das Leben vorbeiziehen, ohne uns menschlich wachsen zu lassen, ohne uns stabiler zu machen, ohne unser Selbstbewusstsein zu schärfen. Deshalb finde ich Eliots Satz „Wo blieb das Leben, das im Leben uns entglitt“, so gut. (T.S. Eliot, *Chöre aus „The Rock“*, in: ders, *Gedichte*, Suhrkamp, Frankfurt 1984, S. 177) Das Leben kann uns entgleiten, oder wir können es gewinnen. Wir gewinnen es nicht, weil wir uns die Beziehung zur Wirklichkeit ersparen, und wir verlieren es nicht, weil die Wirklichkeit uns auf die Probe stellt. Wir gewinnen es, wenn wir die Herausforderungen der Umstände, was auch immer sie sein mögen, annehmen. Dann leben wir es als Subjekt.

**Scholz.** Was erlaubt es uns, *diese* Situation als Subjekt zu leben?

**Carrón.** Hier stellt sich die große Frage, die jeder, ich wiederhole es, für sich selbst beantworten muss. Bei meinen Studenten habe ich oft ein Beispiel gebracht, um deutlich zu machen, woraus die Hoffnung erwächst: Stellt euch vor, ihr habt einen geliebten Menschen, einen wirklich geliebten Menschen, der an einer Krankheit leidet, für die es noch keine Heilung gibt. Wenn ihr eines Tages zufällig im Fernsehen oder aus der Zeitung erfahrt, dass irgendwo auf der Welt jemand, der die gleiche Krankheit hatte, geheilt wurde, dann schaut ihr, auch wenn der Mensch, den ihr liebt, noch immer krank ist und das Medikament noch nicht erhalten hat, anders in die Zukunft, ihr seht es anders. Die Hoffnung taucht auf, wenn in der Gegenwart etwas geschieht, das es einem erlaubt, die Zukunft anders zu sehen. Aber unabhängig von dem Beispiel, das die Fragen meiner Studenten in mir hatten auftauchen lassen, erleben wir das doch die ganze Zeit. In *Das Leuchten in den Augen* (J. Carrón, *Das Leuchten in den Augen. Was entreißt uns dem Nichts*, <https://de.clonline.org/libri/opere-di-don-carr%C3%B2n/da-lauchten-in-der-auge>) habe ich aus dem Brief eines Mannes zitiert, der mit seinen 50 Jahren nichts Neues mehr vom Leben erwartete. Eines Tages begegnete er im schulischen Umfeld seiner Kinder jemandem, dessen Augen leuchteten, bei dem das Leben mit einer Intensität zu spüren war, die er bei sich selbst nicht mehr bemerkte. Er traf diesen Menschen häufiger, beobachtete, wie er lebte, und irgendwann wurde dieser Blick auch zu seinem.

Die Hoffnung entsteht, wenn wir erkennen, dass in der Gegenwart etwas geschieht, das unseren Blick erweitert. Wir dachten vielleicht, das Spiel sei aus, wir hätten nichts mehr

zu erwarten, und dann beginnt alles wieder von vorne. Genau dort, wo wir sind, nicht irgendwo, nicht irgendwann, nicht später, nicht nur in unserer Fantasie, sondern genau dort, in der Situation, in der wir uns befinden, geschieht etwas, das die Hoffnung wieder aufblühen lässt, das den Horizont des Lebens wieder öffnet für etwas Neues. Deshalb fasste Don Giussani es so zusammen: „Die Hoffnung ist eine Gewissheit über die Zukunft aufgrund einer Wirklichkeit in der Gegenwart.“ (L. Giussani, Osterplakat 1996 von Comunione e Liberazione) Es mag sein, dass sich nicht sofort etwas ändert. Aber es ist wichtig, Menschen zu sehen, die sich einer ähnlichen Situation wie der unsrigen auf eine andere Weise stellen. Wenn das, was sie erleben, mein wird, werde auch ich mit hoffnungsvollen Augen auf die Widrigkeiten, die Schwierigkeiten im Leben schauen und ihnen begegnen können.

**Scholz.** Aber ist die Gegenwart, von der du sprichst, irgendeine Gegenwart oder eine ganz bestimmte?

**Carrón.** Es ist nicht irgendeine Gegenwart. Denn nicht jede Gegenwart ist in der Lage, Hoffnung zu stiften, so dass wir uns allen Herausforderungen der Wirklichkeit mit erhobenem Haupt stellen können. Wenn die Prüfung sehr groß ist – denken wir nur an eine schwere Krankheit, oder wenn man am letzten Ufer steht, vor dem Tod, oder auch an den Alltag, der uns „die Beine abschneidet“ (C. Pavese, *Gespräche mit Leuko*, Fischer, Frankfurt am Main, 1991, S. 207), was manchmal der anstrengendste Aspekt des Lebens ist –, dann stellt sich die Frage, was für ein Ereignis geschehen muss, welche Gegenwart in unser Leben eintreten muss, damit wir dieser Prüfung hoffnungsvoll entgegentreten können. Jeder sollte sich fragen: Bin ich einer solchen Gegenwart begegnet? Die Jünger waren einer Gegenwart begegnet – Jesus von Nazareth –, aufgrund derer sie im normalen Leben oder mitten im Sturm nicht einfach darauf warteten, dass es vorübergeht, und einander gute Ratschläge gaben, sondern dank der sie alles, selbst den Sturm, anders, wahrhaftiger, menschlicher bewältigen konnten. Sie sahen, wie Jesus vor Krankheit, Tod, Problemen und Widersprüchen stand. Sie bekamen mit, dass es mit ihm ein schlimmes Ende nahm, und waren dabei, als man ihn ins Grab legte. Doch dann sahen sie ihn lebendig, erkannten, dass er auferstanden war. Diejenigen, die diese Gegenwart in ihrem Blick hatten, konnten nicht umhin festzustellen, wie der heilige Paulus: „Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, weder Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Röm 8,38-39)

Ich pflegte meine Studenten zu fragen (von denen ich so viel gelernt habe, denn sie waren ein ständiger Ansporn, mir bestimmter Dinge bewusst zu werden): „Glaubst du, dass deine Mutter dich liebt?“ „Natürlich.“ „Bist du sicher?“ „Ganz sicher.“ „Nun, wenn du dir so sicher bist, kannst du dir dann vorstellen, dass es einen Moment in deinem Leben gibt, dass irgendetwas geschehen könnte und deine Mutter dich nicht mehr liebt?“ „Nein, sicher nicht!“, antworteten sie. Warum? Worauf beruhte diese Gewissheit im Bezug auf die Zukunft? Auf einem Geschenk, auf einer gegenwärtigen Erfahrung! Aufgrund der Erfahrungen, die sie mit ihrer Mutter gemacht hatten, konnten sie sich nicht vorstellen,

dass ihre Liebe aufhören würde. Die schlichte Erfahrung dieser Beziehung, die jeder machen kann, entspricht dem, was die Jünger mit der außergewöhnlichen Gegenwart Christi erlebt haben. Mit einem Unterschied: Die Mutter kann mich nicht von Tod oder Krankheit befreien, sie kann mich nur begleiten. Die Jünger dagegen stießen auf eine Gegenwart, die eine Hoffnung in die Geschichte gebracht hat, die nicht trügt, „eine Hoffnung, die nicht zugrunde gehen lässt“, wie der heilige Paulus sagt (Röm 5,5), egal, in welcher Situation man sich befindet.

Das Problem unserer Hoffnung ist also unser Glaube. Sind wir uns der Gegenwart Christi genauso gewiss wie ein Kind sich seiner Mutter? Haben wir im Bezug auf seine Gegenwart eine Gewissheit, die so menschlich, so wahrhaftig, so tief in unserem Ich verwurzelt ist, dass wir hoffnungsvoll auf das schauen können, was uns geschieht, was auch immer es sei? Haben wir die Gewissheit, dass niemand uns von dieser Gegenwart trennen kann, was auch immer geschieht?

Wenn es nicht jemanden gibt, der mich so sehr liebt, dass ich, egal was ich tue, egal was passiert, mit unzerstörbarer Positivität in die Zukunft schauen kann, und zwar, weil ich mir seiner Gegenwart gewiss bin, aufgrund der Erfahrung, die ich in der Beziehung mit ihm gemacht habe, dann ist Hoffnung am Ende ein leeres Wort. Wir können es drehen und wenden, wie wir wollen, aber wenn es keine Gegenwart in der Geschichte gibt, keinen Menschen, der gestorben und auferstanden, also wahrhaft gegenwärtig ist, zeitgleich mit unserem Leben, dann hat die Hoffnung immer ein Verfallsdatum.

Christus, der Mensch gewordene Gott, der gestorben und auferstanden ist, hier und jetzt gegenwärtig ist in einer menschlichen Wirklichkeit, ist der Ursprung unserer Hoffnung. Und diesem Christus begegnet man auch heute. Wie unser Freund Mikel Azurmendi in dem Video berichtet, das wir vor zwei Tagen angeschaut haben. Er ist Christus begegnet in Menschen aus Fleisch und Blut, zunächst, als er im Radio einem Journalisten zuhörte, der sich in kritischem Zustand im Krankenhaus befand. Ihm fiel auf, wie anders der über die Ereignisse sprach. Dann begegnete er jemandem, die ihn so unvergleichlich menschlich betrachtete, und dann kamen noch weitere Begegnungen. Er merkte, dass all diese Menschen eine sehr menschliche Art hatten, die ihn anzog, ihm Bewunderung abnötigte und ihn herausforderte (vgl. M. Azurmendi, *L'Abbraccio. Verso una cultura dell'incontro*, Bur, Mailand 2020). Irgendwann wurde ihm klar, dass sie alle die gleiche Begegnung gemacht hatten und dieselbe Gegenwart vor Augen hatten. So entdeckte er, dass Christus – die Gegenwart, von der wir Christen sprechen – real ist, dass er auferstanden ist, dass er weiterhin in der Geschichte präsent ist durch die andersartige Menschlichkeit, der Azurmendi begegnet war. Christus hat jemanden wie ihn, der vor 50 oder 60 Jahren seinen Bezug zum Glauben verloren hatte, bewegt und bewirkt, dass er das Leben in seiner ganzen Intensität neu entdecken konnte. Wenn man so etwas mitbekommt, kann man nur staunen: Die Geschichte, die vor zweitausend Jahren begann, vollzieht sich auch heute noch.

**Scholz.** Wenn man in der Lage ist, vor einer Situation nicht zu fliehen, sondern sich ihr zu stellen, beweist das also, dass man eine Hoffnung hat, die nicht trügt. Wird diese Hoffnung stärker oder bestätigt, wenn man schwierige Umstände durchlebt?

**Carrón.** Auf jeden Fall! Denn je mehr man mit Schwierigkeiten konfrontiert ist, desto mehr überprüft – und bestätigt – man, dass diese Hoffnung trägt. Manche sagen vielleicht: Das sind abstrakte Fragen. Aber nein. Denn Mikel Azurmendi oder der Freund, der mit 50 Jahren meinte, er könne nichts anderes mehr erwarten, als dass das Leben ihm entgleitet, sind Menschen aus Fleisch und Blut. Man trifft sie in der Welt, im ganz normalen Leben, und sie fordern unsere Skepsis, unsere eigenen Maßstäbe, unsere resignative Haltung heraus. Nur etwas Reales, etwas Gegenwärtiges kann uns die Hoffnung zurückgeben, nicht eine Idee oder etwas Abstraktes. Das hilft uns nicht. Das haben wir gemerkt, als das Coronavirus uns Angst machte, wie auch in anderen Situationen. Wir brauchen eine fleischliche, geschichtliche Wirklichkeit, über deren Existenz wir staunen, um wieder Hoffnung zu schöpfen. Wir brauchen eine Gegenwart, in der wir einen Sinn verkörpert sehen, der dem Leben angemessen ist, ein Versprechen. Benedikt XVI. sagt: Die wichtigsten Idee des Lebens sind Fleisch und Blut geworden. („Das eigentlich Neue des Neuen Testaments sind nicht neue Ideen, sondern die Gestalt Christi selber, der den Gedanken Fleisch und Blut, einen unerhörten Realismus gibt.“ Benedikt XVI, *Deus caritas est*, 12) Das heißt, wir brauchen nicht abstrakte Werte, sondern Menschen, die eine Hoffnung leben, und zwar auf eine Weise, die uns fasziniert und herausfordert.

Es ist also nichts Abstraktes, sondern etwas Reales, was ein neues Subjekt in der Geschichte hervorbringt. Menschen wie die, die Azurmendi oder der 50-jährige Freund beschrieben haben. Wenn man sich denen anschließt, wenn man ihnen folgt, so wie die Jünger Jesus folgten, dann werden Subjekte geboren, die in der Lage sind, den Erschütterungen der Wirklichkeit standzuhalten. Nicht weil sie Helden wären (wie wir oft meinen, weil wir das Christentum auf einen Moralismus reduzieren), sondern weil sie ihrerseits durch dasselbe Ereignis, durch dieselbe Gegenwart, durch Begegnungen, durch andere Menschen neu geboren wurden und immer wieder werden. Die Beziehung zu dem lebendigen Christus, der hier und jetzt gegenwärtig ist, bringt ein neues Subjekt in der Geschichte hervor, das hoffnungsvoll seinen Weg gehen kann. Wer Christus begegnet und sich von ihm ergreifen lässt, der kann, wie der heilige Paulus sagt, als „aufrechter Mensch“ leben und braucht nicht vor der Wirklichkeit zu fliehen. Die Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, wie auch immer sie sich zeigen mag, ist für ihn eine Möglichkeit, zu überprüfen, wie beständig seine Hoffnung ist.

Für mich war der *Lockdown* eine wunderbare Gelegenheit, mich zu fragen: Ist das, was ich lebe, woran ich glaube, worauf ich meine Hoffnung gesetzt habe, so tragfähig, dass ich mich damit auch diesem Umstand stellen kann? Jeder muss sich diese Frage stellen, sonst wird es schwierig, sich einer Situation zu stellen, die unsere Kräfte übersteigt. Das ist der Beitrag, den wir Christen in der heutigen Gesellschaft leisten können. Viele sind überrascht, dass wir dieses Jahr das *Meeting* machen. Es ist die erste öffentliche Veranstaltung nach dem *Lockdown*, und viele dachten, es sei nicht möglich. Wie ging das? Weil es Menschen gibt, die angesichts von Schwierigkeiten nicht aufgeben, die nicht aus Angst den Kopf einziehen, sondern die Herausforderung annehmen, die die Wirklichkeit darstellt. Das *Meeting* findet statt aufgrund der Hoffnung, die uns auszeichnet. Nicht aufgrund unseres eigenen Verdienstes, das muss klar sein, sondern dank der Gnade, die wir erhalten haben und die wir allen weitergeben wollen.

**Scholz.** Ich möchte noch einmal darauf eingehen, dass sich Hoffnung immer in einem geschichtlichen Kontext abspielt. In öffentlichen Diskussionen wird oft, auch im Vergleich zur heutigen Situation, die Nachkriegszeit herangezogen. Wenn wir uns anschauen, was damals geschah, sehen wir, dass die Energie, die ein Mensch für seine Arbeit oder intellektuell aufwendete, die Situation verbesserte. Es gab ein kontinuierliches Wachstum, das auch vom technologischen Fortschritt getragen war. Die Hoffnung war gewissermaßen selbstverständlich, zumindest was die materiellen Lebensumstände betraf. In den Jahren 2008 bis 2011 kam es dann zum ersten Mal zu einem Bruch. Es gab kein kontinuierliches Wachstum mehr. Wir mussten uns der Tatsache stellen, dass sich unsere Lage verschlechtern konnte, dass der erreichte Lebensstandard nicht gesichert war, dass unsere Kinder vielleicht keine bessere Zukunft haben würden, dass es ihnen vielleicht sogar schlechter gehen würde als uns. Da veränderte sich unsere Erwartung, über die wir am Anfang sprachen. So wurde die Hoffnung entweder tragfähiger, oder sie endete in Resignation. Übrigens habe ich neulich einen Artikel gelesen, der mit Blick auf das letzte Jahrzehnt von einer „Epidemie der Verzweiflung“ spricht (*Ilsole24ore.com*, 16. August 2020), einer Zunahme von Depressionen nicht im pathologischen Sinne, sondern als Zeichen einer Mentalität, die ich als resignativ bezeichnen würde. Deshalb frage ich dich: Wie wirkt sich der historische Kontext, in dem wir leben, auf unsere Hoffnung aus, auf das, was wir unter Hoffnung verstehen, besonders in diese Zeit der Pandemie? Wir leben ja nicht isoliert, sondern in einem sozialen, kulturellen Kontext, der auch unser Selbstverständnis beeinflusst.

**Carrón.** Ich denke, dass diese Ereignisse – die Wirtschaftskrise und jetzt die Pandemie – unsere Vorstellung von Hoffnung und vor allem unser Vertrauen auf die Probe gestellt haben. Es gab einen Bruch, wie du sagst, im Bezug auf das Vertrauen, das wir in einen fortwährenden, beinahe mechanischen Fortschritt in den Bereichen Wirtschaft, Gesundheit und so weiter setzen. Wir haben erlebt, dass sich das nicht bewahrheitet. Mich überrascht immer wieder eine Aussage von Benedikt XVI.: Wir glauben, aller Fortschritt sei addierbar. Dies gilt aber nur für bestimmte Wirklichkeiten, die technisch-wissenschaftlichen sozusagen. Bei allem, was das menschliche Leben betrifft, muss man dagegen immer wieder von vorne beginnen. („Addierbarer Fortschritt [ist] nur im materiellen Bereich möglich [...]. Aber im Bereich des moralischen Bewusstseins und des moralischen Entscheidens gibt es keine gleichartige Addierbarkeit, aus dem einfachen Grund, weil die Freiheit des Menschen immer neu ist und ihre Entscheide immer neu fällen muss. Sie sind nie einfach für uns von anderen schon getan – dann wären wir ja nicht mehr frei. Freiheit bedingt, dass in den grundlegenden Entscheiden jeder Mensch, jede Generation ein neuer Anfang ist.“ Benedikt XVI., *Spe salvi*, 24) Wir haben es gesehen: Sobald das Vertrauen schwindet, beginnen Familien zu sparen, sie investieren nicht mehr, sie haben Angst vor der Zukunft, sie denken nur noch daran, wie sie unmittelbar mit der Situation fertig werden. Wenn das geschieht, wie kommt man da wieder heraus? Was du über die Verzweiflung sagst, ist eine Gefahr, die immer lauert. Denn wenn das Vertrauen einmal gebrochen ist, kann man nicht einfach am nächsten



Tag wieder anfangen, als sei nichts passiert. Das Vertrauen wiederherzustellen, wenn sich einmal Argwohn und Misstrauen eingeschlichen haben, ist nicht leicht. Deshalb zeigt sich da wirklich, welcher Art unsere Hoffnung ist. Wir können überprüfen, ob wir im Leben wirklich einen Halt haben, der uns trägt, auch wenn eine Krise kommt. Wir können nur wieder von vorne anfangen, egal in welcher Situation wir uns befinden, wenn wir unseren Bestand in etwas finden, das stärker ist als alle Krisen. Sonst ist es schwierig, wirklich einen Neuanfang zu machen. Was wir hier in Rimini in diesen Tagen erleben, ist ein Beispiel dafür, wie man neu anfangen kann. Aber in Italien und in der Welt wird es wahrscheinlich viele andere neue Initiativen geben, Beweise von Kreativität, die uns helfen, die Situation zu bewältigen, in der wir uns befinden. Halten wir also die Augen offen.

Das Problem ist nur, ob wir beständig sind. Unsere Großeltern wurden mehr als wir geprüft durch Kriege und dramatische wirtschaftliche Situationen. Aber sie hatten eine Standhaftigkeit, von der wir nur träumen können. Ich sage das nicht so sehr im Blick auf die Vergangenheit, sondern um hervorzuheben, welche Bedeutung diese Frage für unsere Kinder hat. Nur wenn wir eine Hoffnung haben, die wir weitergeben können, pflanzen wir ihnen nicht unsere Angst ein. Oft impfen wir sie mit all unseren Sorgen, anstatt ihnen zu helfen, sich ihrer Fähigkeiten, ihrer Chancen bewusst zu werden. Hier geht es um die Zukunft, wie Mario Draghi bei der Eröffnung des *Meetings* gesagt hat. Wenn die Jugendlichen Menschen finden, die ihnen helfen, mit einer Sinnhypothese auf die Wirklichkeit zuzugehen, statt ihnen Angst einzupflanzen, dann können sie wachsen und etwas aufbauen und auch schwierige Situationen bestehen. Aber sie brauchen eine starke Präsenz von Erwachsenen, die ihnen bezeugen, dass man nicht vor der Wirklichkeit zu fliehen braucht, sondern tatsächlich etwas aufbauen kann, selbst in unvorhergesehenen Situationen und trotz Hindernissen.

**Scholz.** Ich möchte diesen Aspekt noch weiter vertiefen, da er meiner Meinung nach gerade heute entscheidend ist. Wie schauen wir angesichts einer oft ungewissen Zukunft auf unsere Kinder?

**Carrón.** Ich denke, es gibt zwei Möglichkeiten, wie Eltern oder Erzieher sich zu Kindern verhalten können. Einerseits gibt es diejenigen, die versuchen, ihnen den Bezug zur Wirklichkeit zu ersparen, sie vor Unerwartetem, vor Problemen, vor allem, was als Bedrohung empfunden wird, zu schützen. Man könnte meinen, die Welt sei eine große Bedrohung, vor der Erwachsene die Kinder schützen müssten. So vermittelt man ihnen, vielleicht unbewusst, ein gewisses Misstrauen. Auf der anderen Seite gibt es diejenigen Eltern und Erzieher, die die Kinder, anstatt ihnen Angst einzupflanzen und ihnen den Zusammenprall mit der Wirklichkeit zu ersparen, langsam an diese heranführen, sie auffordern, angesichts von Problemen auch Risiken einzugehen, und ihnen – vor allem durch die Art und Weise, wie sie selber leben – einen Vorschlag machen, eine Hypothese anbieten. Dann haben die Jugendlichen Menschen vor Augen, die auch angesichts von Problemen nicht aufgeben.

Dies ist heute absolut notwendig. Wir als Erwachsene müssen den jungen Leuten, die oft auch mangels Erfahrung Angst haben, zeigen, wie man mit Problemen, mit widrigen

Umständen und Widerständen positiv umgeht. Dass man mit begründeter Hoffnung in die Zukunft blicken kann, sich nicht von Angst überwältigen und von Schwierigkeiten, die es immer geben wird, bestimmen zu lassen braucht. Dies zu vermitteln ist auch wichtig – ich denke dabei an die Lehrer – für eine Vertiefung des Wissens. Um den Jugendlichen die nötige Begeisterung mitzugeben, müssen wir ihnen durch die Art, wie wir unterrichten, die Hoffnung vermitteln, aus der wir leben, eine positive Sichtweise, die es ihnen erlaubt, alle Fähigkeiten, über die sie verfügen, anzuwenden mit einer Kreativität, die dann auch uns überraschen wird. Je mehr man einen jungen Menschen dazu herausfordert, Stellung zu beziehen, je mehr man ihm zutraut, desto mehr wird, zu seinem und unserem Erstaunen, deutlich werden, welche Qualitäten er hat. Wenn ich jungen Menschen zuhöre, denke ich mir oft: Wenn die wüssten, wie großartig das ist, was sie da sagen, würden sie staunen! Manchmal merken sie es selber gar nicht. Unsere erzieherische Aufgabe ist es, ihnen all das bewusst zu machen, was in ihrer Erfahrung steckt, in dem, was sie sagen, damit sie entdecken, worauf sie sich in ihrem Leben stützen können, was ihnen hilft, nicht aufzugeben, sondern voller Hoffnung in die Zukunft zu schauen. Das ist die Aufgabe von Erziehung.

**Scholz.** Vielleicht könnten einige junge Menschen auch uns erziehen, wenn sie mit dieser Unmittelbarkeit leben.

**Carrón.** Auf jeden Fall! Ich lerne sehr viel von ihnen. Sie überholen uns oft, weil sie nicht mit Scheuklappen auf die Wirklichkeit schauen. Manchmal ist ihnen, wie ich schon sagte, gar nicht bewusst, was sie da Wichtiges sagen. Ich wiederhole manchmal jahrelang, was ich von einem Jugendlichen gehört und gelernt habe, während er es vielleicht schon vergessen hat. Das Problem ist nur: Um etwas im Gedächtnis zu behalten, um aus dem Geschehenen eine Lehre zu ziehen, muss man erkennen, welche Bedeutung es für das Leben hat.

**Scholz.** In der Geschichte, insbesondere in der Moderne, wurde dem Christentum oft vorgeworfen, es lenke die Aufmerksamkeit vom irdischen Leben, von den wirklichen Problemen ab und verträste die Menschen auf ein Leben nach dem Tod. Das verhindere, dass sie sich für mehr soziale Gerechtigkeit einsetzen und die Welt so gestalten, dass sie zu einer besseren Wohnstatt für den Menschen wird. Das Christentum sei, wie Marx sagt, „das Opium des Volkes“, das vom Einsatz in der Wirklichkeit ablenkt. Heute ist dieser Vorwurf sicher nicht mehr so verbreitet, aber besteht nicht doch die Gefahr, dass wir die christliche Hoffnung reduzieren? Dass wir uns zurückziehen und eine Art „versöhnter“ Welt schaffen? Dass wir uns, vielleicht mit einem niedrigeren Lebensstandard als früher, aber im Wesentlichen in unsere Kreise einschließen, in denen es uns einigermaßen gut geht? Die Hoffnung, die du beschrieben hast, ist dagegen doch wohl eine Hoffnung, die dazu führt, dass man sich engagiert, etwas riskiert, etwas aufbaut und die Wirklichkeit gestaltet. Wo liegt der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Hoffnung?

**Carrón.** In der Art, wie man das Christentum lebt! Es gibt ein Christentum, das die

Menschen, denen es begegnet, nicht aufrüttelt, sondern sie auf das Jenseits verweist, weil es Angst vor dem Diesseits hat. Und es gibt ein Christentum, das den ganzen Menschen weckt, all seine Fähigkeiten, seine Kräfte, seine Kreativität, seine Intelligenz, seine Freiheit, so dass er den Wunsch verspürt, sich einzubringen und anzupacken – und keinesfalls, sich ins Jenseits zu flüchten! Ein Christentum, das von der Wirklichkeit ablenkt, ist das Gegenteil eines echten Christentums.

Wir laufen oft Gefahr, den Glauben auf eine Weise zu leben, die nicht die ist, die Jesus in die Geschichte eingeführt hat. Am Anfang staunten alle, nicht über einen, der sich zurückzog, sondern über einen, der anders lebte in Beziehung zu allem. Sie sagten: „Niemand hat je so gesprochen wie dieser Mann! Niemand hat je so gehandelt wie dieser Mann! Wir haben nie jemanden gesehen, der ihm ebenbürtig wäre!“ Er betrachtete das Leben nach dem Tod nicht als Warten auf das Ende. Er brachte sich ganz ein, bei jeder Begegnung, in jeder Situation, in der er sich befand, in jedem Umstand, der ihn herausforderte. Und die Art, wie er Menschen und Dinge sah und behandelte, entsprach so sehr ihrem Herzen, dass alle staunten. „So etwas haben wir noch nie gesehen!“ (Mk 2,12) Das ist das echte Christentum. Und wenn es nicht so ist, dann ist es nicht das Christentum, das das Evangelium uns verkündet. Wer mir nachfolgt, „wird das Hundertfache erhalten“ (vgl. Mt 19,29), sagt Jesus. Wer ihm nachfolgt, erlebt also schon hier unten – hier auf Erden! – das Hundertfache von allem: eine Kreativität, eine Kraft, eine Fähigkeit zur Liebe, eine Fähigkeit zur Selbsthingabe, eine Fähigkeit, Schwierigkeiten zu überwinden und nach jeder Niederlage wieder neu zu beginnen, wie sie normalerweise nicht möglich sind. Das Menschliche, hundertfach!

Ich weiß nicht, was für Christen derjenige getroffen hatte, der solche Anschuldigungen gegen das Christentum erhob. Aber auch wir sind dafür verantwortlich. Denn wenn wir nicht bezeugen, dass das Christentum kein Überbau ist, der dem Leben des Menschen von außen übergestülpt wird, sondern ein Ereignis, das den Menschen in seiner ursprünglichen Struktur, also seine Erwartungen, seinen Durst nach Sinn und Erfüllung, rettet, wird das Christentum heute kaum noch jemanden interessieren. Ein Christentum dagegen, das den ganzen Menschen wiedererwachen lässt, das es immer attraktiver macht, sich persönlich einzubringen – weil das Leben schön ist, wenn man es zum Wohle anderer, zum Wohle aller einsetzt –, das interessiert uns! Nur die Gegenwart von Menschen, die ein solch intensives Leben führen, macht deutlich, was das Christentum dem heutigen Menschen zu bieten hat. Unsere Hoffnung ist eine Gewissheit, die es uns erlaubt, in die Zukunft zu schauen, ohne Zuflucht im Jenseits nehmen zu müssen. Die Gegenwart Christi lässt uns allem Zukünftigen, wie herausfordernd es auch sein mag, mit Gewissheit entgegensehen. Gerade aufgrund dessen, was wir in der Gegenwart sehen, können wir auch auf das Jenseits hoffen.

**Scholz.** Ich stelle dir am Ende noch einmal die Ausgangsfrage: Woher kommt die Hoffnung? Ist sie etwas, das wir selber schaffen müssen, oder ist sie etwas, das uns geschenkt wird?

**Carrón.** Sie ist ein Geschenk. Wie Montale sagt: „Nur etwas Unverhofftes [ein Geschenk] / kann ich erhoffen“. Aber sie ist ein Geschenk, das wir nur erhalten können, wenn wir

jemandem begegnen. Es fällt nicht vom Himmel. Die Hoffnung ist ein Geschenk, das man sehen kann. Wie Johannes und Andreas, die es durch die Begegnung mit einem Mann empfangen. Oder Mikel Azurmendi, der es erkannt hat, als er im Radio einen Journalisten hörte. Oder ein Student, der einen Professor trifft, der sich um ihn kümmert. Oder ein Kranker, der es in einem Arzt sieht, welcher eine größere Empathie beweist. Nur eine Gegenwart, in der „etwas anderes“ aufscheint, das im Leben dieser Person geschehen ist und sie „neu geboren“ hat, ist ein Grund zur Hoffnung für uns, egal, was geschieht. Aber nur, wenn wir offen dafür sind, uns von solchen Menschen beeindrucken und faszinieren zu lassen, von dem, was bei ihnen unserem Wunsch nach Erfüllung entspricht. Wir sind für diese Fülle geschaffen und nicht dazu, unseren Hunger und Durst nach einem erfüllten Leben zu ersticken.

Wer durch die Begegnung mit einer bestimmten menschlichen Wirklichkeit das Gefundene hat, was ihn immer wieder wachrüttelt, und wer, weil er es zum Leben braucht, das Zusammensein mit bestimmten Menschen sucht, die ihn immer wieder auf den richtigen Weg zurückbringen, der ist wirklich unterwegs. Er ist ein Mensch, der aufrecht und ohne Scheuklappen durch alle Umstände hindurchgehen kann.

**Scholz.** Ich glaube, dieser Abend war ein Geschenk, das unsere Hoffnung gestärkt hat in einem besonders dramatischen Moment, der ohne diese Hoffnung tragisch wäre. Wenn man sie aber mit dieser Hoffnung lebt, die Don Carrón uns bezeugt hat, dann kann diese Zeit zu einem fruchtbaren, kreativen Augenblick in unserer Geschichte werden. Dann können wir die Chance ergreifen, die dieser Epochenwechsel, der durch die Pandemie noch beschleunigt wird, für uns bedeutet. Wenn wir ihn mit dem „Leuchten in den Augen“ betrachten (das dem gerade erschienenen Buch von Julián Carrón den Titel gibt), dann offenbart er sich als ungeahnte Möglichkeit.

Herzlichen Dank, Don Carrón!

**Carrón.** Danke!